

Vicky Jagers

Zum.
Schweigen
gezwungen

Vom Bruder missbraucht –
schwanger mit 12



Weltbild

Zum Schweigen gezwungen

Vicky Jagers
mit Helen Roberts

Zum Schweigen gezwungen

Vom Bruder missbraucht –
schwanger mit 12

Aus dem Englischen von Usch Pilz

Weltbild

Die englische Originalausgabe erschien 2009 unter dem Titel *Silenced*
bei Hodder & Stoughton Ltd, London.

Besuchen Sie uns im Internet:

www.weltbild.de

Copyright der Originalausgabe © 2009 by Vicky Jagers
Copyright der deutschsprachigen Ausgabe © 2013 by Weltbild Retail GmbH &
Co. KG, Steinerne Furt, 86167 Augsburg

Übersetzung: Usch Pilz

Lektorat: lüra – Mues & Klemt GbR, Wuppertal

Umschlaggestaltung: zeichenpool, München

Umschlagmotiv: Getty Images, München (© Don Smith)

Druck und Bindung: GGP Media GmbH, Pößneck

Printed in the EU

ISBN 978-3-8289-2976-0

2016 2015 2014

Die letzte Jahreszahl gibt die aktuelle Ausgabe an.

Für Kirsty, Mum und Tante Chris

Danke

Ich möchte diese Gelegenheit nutzen, um Helen Roberts zu danken, denn ohne ihre Hilfe, ihre Unterstützung und Einfühlsamkeit hätte ich nicht die Kraft gefunden, meine Lebensgeschichte mit Ihnen, liebe Leserinnen und Leser, zu teilen. Dafür, dass Helen an mich glaubte, werde ich ihr ewig dankbar sein – genau wie meiner Familie, den Menschen, für die ich lebe. Sie geben meinem Leben seinen Wert. Weil ich durch sie eine Zukunft habe, kann die Vergangenheit verblasen. An der Seite meines Mannes Kelly und umgeben von meinen Kindern und Enkeln habe ich inzwischen das Gefühl, alles schaffen zu können. Erwähnen möchte ich hier auch, was für ein besonderer Mensch mein Vater war. Er wird stets in meinen Gedanken und in meinem Herzen sein.

Ein herzliches Dankeschön geht an alle bei Hodder, die dieses Buch ermöglicht haben. Ich hoffe, meine Geschichte wird anderen helfen, die Kraft zu finden, sich den Problemen in ihrem Leben zu stellen.

Inhalt

Prolog	II
Frühe Tage	17
Weiterziehen	30
Warnsignale	39
Angst	65
Verlorene Unschuld	84
Wehrlos und voller Ekel	92
Sicher und wohlbehalten	118
Mein wunderschönes Baby	145
Erwachsenwerden	163
Das wahre Gesicht	187
Der Prozess und die Folgen	215
Auf Wiedersehen, Dad	232
Eine schöne Hochzeit	273
Gift	284
Die Wahrheit muss ans Licht	301
Benommen	313
Bewältigungsarbeit	332
Kirsty und Danny	352
Den Mund aufmachen	366
Epilog	377

Prolog

Manchmal fühlte ich mich, als wäre ich hinter der Stille verschwunden. Mein dunkles, schändliches Geheimnis hatte mir alles genommen. An anderen Tagen war das Leben so schwer, dass ich meinte, unter der Last zerbrechen zu müssen, weil mein Geheimnis mich zu vergiften drohte. Nur eines war ganz sicher: Die Zeit drängte. Immer gefährlicher, immer schamloser wurden seine brutalen Taten – und was ich wusste, konnte ihn für alle Zeiten hinter Gitter bringen.

Der Tag vor dem Prozess war einer der schwersten, die ich je überstehen musste. Im Rückblick stelle ich mir vor, wie alles hätte anders werden können, wenn ich eher geredet hätte. Aber ein einziger Blick in Mutters Gesicht sagte mir, dass das unmöglich war. Es gibt Worte, die man nie wieder zurücknehmen kann, und es gibt Dinge, die eine Mutter nie erfahren sollte.

»Um Himmels willen, Vicky, er gehört zur Familie. Vielleicht wart ihr nie die besten Freunde, aber er ist dein Fleisch und Blut, und wir sind alles, was er hat.« Sie stand am Küchenfenster und starrte hinaus. »Dich zu sehen würde ihm so viel bedeuten.«

»Mum, ich würde ja hingehen, das weißt du ...« Mit rasendem Herzen und schweißnasser Stirn suchte ich

nach einer Ausrede. Doch Mum war zu angespannt, um das zu bemerken.

»Ich habe nie verstanden, warum ihr beiden nicht miteinander auskommen konntet. Er muss furchtbare Angst haben.«

»Im Moment habe ich so viel Arbeit mit Kirsty ...«, sagte ich lahm. Sie fing an zu weinen.

»Warum sehen die denn nicht, dass es ein Unfall war? Ein tragischer, dummer Unfall.«

Wie sehr Mom David vergötterte, wusste ich. Aber sicher würde ihr der Prozess doch die Augen öffnen und ihr zeigen, was für ein Monster ihr Sohn war? Wie konnte sie ihn immer noch lieben und ihm vertrauen, wo doch inzwischen die ganze Welt wusste, dass Blut an seinen Händen klebte? Ich wollte sie schütteln, umarmen, ihr die Liebe zu ihm ausreden. Doch das einzige Argument, das ich hatte, musste ich ihr verschweigen. So hatte ich es mir für alle Zeit geschworen.

Es war Jahre her, seit ich diesen Pakt mit mir geschlossen hatte. Damals, als mir meine Kindheit entrisen worden war, hatte ich mir selbst versprochen, dass niemand sonst unter dem leiden sollte, was David getan hatte. Was immer auch geschah – ich würde nicht zulassen, dass er unsere Familie zerstörte.

Doch während meine Familie eine Lüge lebte, kam jemand zu Schaden. Auf schwerste Weise. David hatte Helen für immer zum Schweigen gebracht. Wollte ich wirklich zulassen, dass er mit mir dasselbe tat?

Ich holte tief Luft. Zum tausendsten Mal fragte ich mich, ob ich die richtigen Worte finden und mein Schweigen brechen konnte. Doch ein einziger Blick auf Mum sorgte dafür, dass sie mir im Hals stecken blieben. Sie wirkte so zerbrechlich, als könnte ein Windhauch sie umwerfen. Auf gar keinen Fall konnte ich ihr und meinem geliebten Vater noch mehr zumuten. Sie hatten bereits so viel ertragen müssen, und ich wusste, dass sie an meinem Geheimnis zerbrechen würden. Damit würde ich einen Sturm der Gewalt entfesseln, der alles zerstören und zu Staub zermahlen konnte, was in unserem Leben jemals gut gewesen war.

So schob ich wieder einmal den Riegel vor die Tür, hinter der sich die Wahrheit verbarg, und suchte nach einer Ausflucht.

»Ich und Kirsty sind ihm doch gar nicht so wichtig. Er will dich sehen und Dad Er ist doch ein großer Junge.«

Mum sah mir direkt ins Gesicht. Konnte sie mir etwas ansehen? Hatte sie schon immer einen Verdacht gehabt? Ein Teil von mir wünschte sich, sie würde es einfach erraten und mir die erdrückende Last von den Schultern nehmen. Einen Moment lang sah sie so aus, als wollte sie mir eine Frage stellen, als hätte sie die dunkle Wolke in meinen Augen gesehen und wollte herausfinden, was dahintersteckte. Aber es sollte nicht sein. Seufzend wandte sie sich ab und ließ mich wieder einmal mit meinem tödlichen Geheimnis allein. Das

Gespräch war beendet, und erneut hatte ich uns alle im Stich gelassen.

Der Prozess dauerte vier alptraumhafte Tage lang. Mum wich nicht von Davids Seite; sie sagte sogar als Zeugin der Verteidigung für ihn aus. Zu erleben, wie sie sich für ihn einsetzte, zerriss mich innerlich. Ich hoffte nur, der Richter und die Geschworenen würden die Lügen durchschauen und erkennen, was für ein gefährlicher Mann er war.

Am vierten Tag konnte ich mich auf nichts konzentrieren. Ständig nahm ich Kirstys Spielsachen in die Hand und trug sie von einem Zimmer ins andere, während ich darauf wartete, dass Mum nach Hause kam und mir sagte, wie das Urteil ausgefallen war. Trotzdem zuckte ich zusammen, als der Schlüssel ins Schloss gesteckt wurde. Dad ging ohne ein Wort direkt nach oben. Er sah mich nicht einmal an. Ich schenkte Mum eine Tasse Tee ein und wartete. Das Herz schlug mir bis zum Hals.

Anfangs schien es, als könnte sie gar nicht sprechen. Ich schaute zu, wie meiner Mutter die Tränen übers Gesicht liefen, fühlte aber nichts. Sie sollte nur reden, mir endlich sagen, wie das Urteil lautete. Ich hatte das Gefühl, mein gesamtes Schicksal hinge an den Worten, die sie zurückhielt. Mein Magen brannte vor Wut und Frustration. Vor mir saß ein graues, verhärmtes Gespenst. Eine Fremde. Was war mit der lebhaften Frau geschehen, die in allen Pubs im Mittelpunkt stand, die

unsere Mutter und Davids treueste Unterstützerin gewesen war? Die letzten Monate hatten ihr schwer zuge-setzt; dunkle Schatten lagen unter ihren Augen. Das hatte er ihr angetan. Aber das war gar nichts im Ver-gleich zu dem Schaden, den ich anrichten konnte, wenn ich ihr einfach nur die Wahrheit sagte.

Mum rieb zwanghaft die Fingerknöchel ihrer linken Hand. Ich wollte meine Hand auf ihre legen und sie festhalten, als wäre sie die Tochter und ich die Mutter, die sie schützen und ihren Schmerz wegzaubern konnte. Doch nach all den Jahren voller Bitterkeit und Heim-lichtuerei brachte ich es nicht über mich, sie zu berüh-ren. Sie war der Grund, weshalb David noch immer in meinem Leben war. Sie war der Grund, weshalb ich nie frei sein würde – ganz egal, wie das Urteil lautete.

Die Augen meiner Mutter waren gerötet, und sie zit-terte.

Mühsam presste sie die Worte hervor. »Er hat acht Jahre bekommen. Acht Jahre.«

Ich schaute zu, wie die Tränen wieder kamen, und nickte.

Verzweifelt huschten meine Augen zwischen den ver-trauten Einrichtungsgegenständen in ihrem Wohnzim-mer hin und her, damit ich Mum nicht anschauen musste. Ich wollte den Zorn und die Fassungslosigkeit nicht sehen, die ihr im Gesicht standen. Innerlich fühlte ich mich wie ausgehöhlt. Jahrelang hatte ich mir diesen Moment immer wieder vorgestellt – wie es sein würde,

frei zu sein von meinem Bruder und der Last der Schuld und Schande, die mein Leben erstickte. Was ich tun würde. Was ich sagen würde – jetzt, wo die ganze Welt wusste, wie böse und schlecht er tatsächlich war.

Doch er hatte etwas in mir abgetötet, und jetzt war nichts mehr übrig. Kein Mitleid, keine Wärme, nicht einmal der Wunsch nach Rache. Meine Mutter wurde von Schluchzern geschüttelt, aber ich ging nicht zu ihr. Ich konnte sie nicht trösten. Nach den vielen Jahren, in denen ich das schreckliche Geheimnis mit mir herumgeschleppt hatte, wusste ich kaum noch, wie sich eine richtige Tochter benehmen sollte. Selbst jetzt, wo er im Knast saß, stand David noch zwischen meiner Mutter und mir und zerstörte unsere Beziehung zueinander. Das konnte ich ihm niemals verzeihen.

»Wein doch nicht, Mum«, sagte ich hilflos.

»Entschuldige, Liebes.« Sie wischte sich über die Augen. »Du hast recht. Wir müssen stark sein für David. Wir werden gegen das Urteil Berufung einlegen und können sicher bald wieder eine richtige Familie sein.«

In diesem Moment wusste ich eines ganz sicher. Mein niederträchtiger Bruder mochte zu acht Jahren verurteilt worden sein, doch meine Strafe dauerte viel länger. Für mich gab es keine vorzeitige Entlassung, keine Freiheit, auf die ich mich freuen konnte. Und schlimmer noch: Ich musste mein Leiden stumm ertragen, sonst würde ich alle, die ich liebte, um ihr Glück und ihren Verstand bringen.

Frühe Tage

Ich streckte die Arme weit nach oben und rieb mir die Augen. Dann schnellte ich hoch, warf mein geblühtes pinkfarbenes Federbett beiseite und sprang aus dem Bett. »Dad!«, rief ich. »Wo bist du?« Ich hörte sein leises Lachen und fand ihn in der Küche. Mit ausgebreiteten Armen wartete er auf mich. »Da bist du ja«, sagte ich und warf mich an seine Brust.

»Was möchtest du denn heute machen?«, fragte er. Erwartungsvoll sah ich ihn an. Sicher hatte er längst einen Plan. Für Len, meinen Vater, war ich die Nummer eins, sein ganz besonderes Mädchen. Jeder Tag mit ihm war ein Abenteuer.

Samstags morgens rannte ich fast immer aufgeregt durch die Sozialwohnung in Tilbury und suchte nach Dad, weil ich wissen wollte, was er sich für den Tag überlegt hatte. Dann quietschte ich vor Aufregung, während Dad gemütlich die Zeitung las und über meine kindliche Ungeduld lachte.

»Los, geh, wasch dich, und zieh dich an. Ich denke mir solange etwas aus«, sagte er dann. Und ich sauste wie der Blitz ins Badezimmer ... Ohne Dad wäre meine Kindheit ziemlich öde gewesen.

Seit ich mich erinnern kann, hatten er und ich uns sehr nahegestanden. Er war ein liebevoller Mensch, und

seine Umarmungen waren so fest, dass man glaubte, ein großer knuffiger Bär habe einen gepackt. Dabei war er ein eher schlanker, schlaksiger Mann und wirkte viel jünger als die meisten Erwachsenen in seinem Alter. Als ich und meine Geschwister geboren wurden, war er noch sehr jung gewesen, fand aber der Familienlegende nach sofort in die Vaterrolle hinein. Mein Dad mag nicht ausgesehen haben wie ein Bär, aber dennoch fühlte man sich in seinen Armen geborgen und beschützt. Viele Angehörige haben mir immer wieder erzählt, dass ich vom ersten Tag an Dads Prinzessin war. Gleich als ich aus der Klinik kam, badete er mich und wechselte meine Windeln. Tatsächlich kümmerte er sich stets viel hingebungsvoller um mich, als Mum es je tat. Sie war erschöpft von der Geburt, und die anderen Kinder brauchten sie ebenfalls.

Avril, meine Mum, war eine lebhaft Blondine, die es sich gerne gut gehen ließ. Sie war zierlich wie mein Dad und sehr attraktiv. Ich fand sie wunderschön und betete sie an. Obwohl Mum es manchmal nicht zeigen konnte, wusste ich, dass sie mich liebte. Wenn ich ihr eine meiner langatmigen, kindlichen Geschichten erzählen wollte, ließ sie mich manchmal einfach stehen, weil eine Zeitschrift auf dem Küchentisch oder ein Geräusch auf der Straße sie mehr interessierte. Für David, meinen älteren Bruder, hatte Mum immer Zeit. Sie war einfach kein Mädchen, das mit Mädchen viel anfangen konnte. Wenn Dad sie gelegentlich ermahnte, kein Kind zu be-

vorzugen, gab sie sich daraufhin immer große Mühe, auch an mir Interesse zu zeigen, und dies hielt immerhin für eine Weile an.

Mum war ein paar Jahre älter als Dad und hatte nicht viel Zeit für irgendwelchen Kinderkram mit mir. Sie war berufstätig und oft sehr müde, sorgte aber auch dafür, dass der Spaß in ihrem Leben nicht zu kurz kam. Mum hatte einen ziemlich lebhaften und lauten Freundeskreis. Als ich etwa fünf Jahre alt war, zogen wir in ein Haus in der Bata Avenue in der Nähe der gleichnamigen Schuhfabrik. Dad arbeitete dort bereits als Schweißer, und Mum fand in der Fabrik eine Teilzeitstelle als Helferin. Ich weiß noch, wie begeistert Mum und Dad waren, denn wenn sie beide dort arbeiteten, konnten wir in ein Firmenhaus auf dem Fabrikgelände ziehen. Die enge Vierzimmer-Sozialwohnung, die aus allen Nähten platzte, war damit Vergangenheit.

Wir waren eine ziemlich große Familie mit ein paar Besonderheiten. Aber die gibt es ja fast überall. Ich war das Nesthäkchen – das jüngste von vier Kindern. Zu John Paul, meinem ältesten Bruder, der fast zehn Jahre älter war als ich, hatte ich nie eine sehr enge Verbindung. Er traf sich lieber mit seinen Freunden oder hantierte mit seinem CB-Funkgerät, als sich mit seiner kleinen Schwester zu beschäftigen.

Eine große Schwester namens Tina hatte ich auch. Aber sie lebte nicht bei uns. Sie war acht Jahre älter als ich und lange vor meiner Geburt aus einem Hochstuhl

gefallen. Seither hatte sie Verhaltensprobleme. Als sie älter wurde, konnten Mum und Dad sie fast nicht mehr bändigen. Sie wurde handgreiflich, speziell Mum gegenüber, deren Gesicht nach Tinas Ausbrüchen oft von Kratzern und Platzwunden übersät war.

Als ich noch ein Baby war, versuchte Tina während eines Wutanfalls angeblich einmal, John Paul zu erwürgen. Er wurde ohnmächtig, und Mum musste Tina ins Schlafzimmer sperren, um John Paul wiederbeleben zu können. Danach kamen meine Eltern um die schwierige Entscheidung nicht mehr herum, wie Tinas weitere Zukunft aussehen sollte. Letztendlich mussten sie sich der Tatsache stellen, dass Tinas Ausbrüche uns alle und auch sie selbst gefährdeten. Sie wurde auf eine spezielle Schule geschickt.

So war Tina während meiner Kindheit meist in dieser besonderen Schule oder in einem Heim. Sie kam gelegentlich übers Wochenende oder während der Ferien nach Hause, und ich hatte immer ein bisschen Angst vor ihr. Ich weiß noch, dass ich mich als kleines Kind in ihrer Gegenwart nicht wohlfühlte, weil sie so anders war als wir anderen. Jetzt, wo ich älter bin, kann ich schmerzhaft nachempfinden, wie einsam sie sich gefühlt haben muss. Aber damals war ich noch zu jung, um das zu verstehen. Ich fand es schwer, die destruktive, aggressive Tina als Familienmitglied zu betrachten. Heute denke ich, dass Mum Tina sehr vermisste. Vielleicht schenkte sie David deshalb immer so viel Auf-

merksamkeit. Vielleicht hoffte sie, seine traurige, schwierige ältere Schwester vergessen zu können, wenn sie meinen Bruder mit Liebe überschüttete.

Von allen Geschwistern standen David und ich uns am nächsten. Er war fünf Jahre älter als ich und ein typischer großer Bruder. Man sagt, als ich noch ein Baby war, sei er ganz vernarrt in mich gewesen. Er küsste mich ständig und streichelte meinen Kopf. Als ich älter wurde, wollte er mich vor allem beschützen – manchmal auch mit übertriebenem Eifer. Mein Bruder war ein aufgeweckter kleiner Junge, und meine Mutter liebte ihn abgöttisch. Während sie sich mir gegenüber oft distanziert verhielt, fragte sie ihn ständig, was er gemacht hatte und wer seine Freunde seien. Er hatte schon damals eine fast unheimliche Gabe, mit seinem Charme Menschen in seinen Bann zu ziehen. So gab es immer viele neue Freunde, von denen er Mum berichten konnte.

Im Lauf meiner Kindheit wurde die Beziehung zu meinem Dad immer enger, und ich folgte ihm auf Schritt und Tritt. Manchmal ging ich mit ihm zur Arbeit; an anderen Tagen fuhren wir mit dem Wagen zum Angeln oder zu den Wiesen und Feldern in der Nähe, wo wir Insekten beobachteten. Ich war seine kleine Prinzessin und sah ihm zudem mit meinen großen Augen und dem breiten, ansteckenden Grinsen ziemlich ähnlich. Gleichzeitig behaupteten alle, die Jungs seien das Ebenbild meiner Mutter. Sie hatten das-

selbe blonde Haar und dieselben stechenden, hellen Augen.

Ich war ein richtiger Wildfang – die meisten Leute meinten, ich hätte ein Junge werden sollen – und tat am liebsten das, was mein Vater gerade machte. Überall, wo wir auftauchten, riefen die Leute: »Alles klar, Kumpel?«, und ich war unglaublich stolz, weil er so beliebt war. Gerne hätte ich von sämtlichen Dächern gerufen: »Das ist mein Dad, und er gehört ganz allein mir!«

Dad war ein aufrichtiger, hart arbeitender Mann, der uns ein schönes, sicheres Leben ermöglichen wollte. Im Lauf der Jahre versuchte er sein Glück in verschiedenen Branchen, aber eigentlich war er Schweißer. Er stammte aus Essex, wo viele Männer diesen Beruf ausübten. Dabei war es für einen so schlanken, drahtigen Mann eher ungewöhnlich, körperlich dermaßen schwer zu arbeiten. Er kleidete sich gerne schick und ließ sein volles braunes Haar so schneiden, dass die Frisur zu seinem schmalen und doch markanten Gesicht passte. Obwohl er ein gut aussehender Mann war, konnte Dad sein Glück nie recht fassen, eine so umwerfend schöne Frau wie meine Mutter abbekommen zu haben. Wenn die Nachbarinnen mit ihm flirteten, lachte er immer und dachte, sie würden ihn nur aufziehen. Und da Mum so mit David beschäftigt war, hatte ich viel Zeit, sein größter und treuester Fan zu sein.

Auch wenn Dad oft lange arbeitete, nahm er sich viel Zeit für mich. Häufig trug er seine Arbeitskleidung,

und wenn ich ihm dann nahe war, atmete ich seinen Geruch in tiefen Zügen ein. Er hatte den herben Geruch eines körperlich arbeitenden Mannes, den viele Leute wahrscheinlich als unangenehm empfunden hätten. Ich aber liebte ihn, weil er zu ihm gehörte.

Das Bata-Schuhfabrikgelände, auf dem wir jetzt wohnten, war wie ein eigenes kleines Dorf für die Fabrikarbeiter. Die Firma hatte für alles gesorgt: Es gab eine Schule, Läden, ein Kino, ein Hotel und sogar ein Schwimmbad. Hier konnte man wunderbar und ganz anders leben als in den trostlosen Sozialsiedlungen, von denen meine Eltern uns gerne fernhalten wollten.

Mum arbeitete normalerweise montags bis freitags von neun Uhr morgens bis drei Uhr nachmittags. Fast immer holte sie uns von der Schule ab, ging mit uns heim und bereitete dann ein warmes Abendessen zu. Unser Haus war stets von verlockenden Essendüften erfüllt, weil Mum gerne neue Rezepte ausprobierte. Unser aller Leibgericht war allerdings ein ganz altmodischer Eintopf mit Klößen. Er schmeckte himmlisch.

Meinen Eltern war es wichtig, dass wir jeden Abend beim Essen gemeinsam am Tisch saßen. Wir mussten sauber und pünktlich um sechs Uhr zur Stelle sein. Mum kochte immer etwas mehr, falls zufällig jemand vorbeikam oder falls die Freunde meines Bruders da waren und Hunger hatten. Ich war nicht so gesellig wie meine Geschwister, doch meine Brüder hatten immer viele Freunde zu Besuch, und Mum und Dad luden sie

gerne ein. »Esst ihr heute Abend mit uns?«, fragte Mum, wenn das Essen fertig war. »Ist das o.k., Mrs J?«, fragten die Jungen dann, kamen angerannt und stürzten sich wie die Geier auf alles, was auf dem Tisch stand.

Ich erinnere mich noch gut an einen Abend, als ich etwa sechs war, David elf und John Paul sechzehn, an dem ausnahmsweise nur die Familie beieinandersaß. Mum hatte einen gigantischen Cottage Pie gemacht, und John Paul fiel darüber her, sobald sie ihn auf dem Tisch abgestellt hatte.

»Finger weg!« Mum schlug mit den Ofenhandschuhen nach ihm. »Lass für uns auch noch was übrig. David hat noch gar nichts, und er ist ein Junge im Wachstum.«

Dad und ich sahen uns über den Tisch hinweg an und lachten. Mum war so berechenbar.

»Schon gut. Mach, was du willst!«, murmelte John Paul beleidigt.

David grinste. »Bloß weil du ein Volltrottel bist, musst du dich nicht gleich aufführen wie ein Tier«, sagte er. John Paul sah aus, als würde er seinem kleinen Bruder am liebsten die Lichter auspusten.

»Sei still, David, und schieb die Schüssel rüber. Hmhmhm. Sieht lecker aus.« Dad wollte keinen Streit.

Ich wollte gerne nachfragen, was ein Volltrottel war, doch John Paul guckte bereits grimmig genug. David schien die angespannte Stimmung nicht zu bemerken. Das war typisch für ihn. Er provozierte fröhlich drauf-

los und war dann überrascht, wenn andere wütend wurden. Umgekehrt verhielt sich das ganz anders. Bereits als ganz kleiner Junge war David oft ohne Vorwarnung explodiert und hatte sich erst wieder beruhigt, wenn er seinem Gegenüber richtig wehgetan oder es gedemütigt hatte. Deshalb bemühte ich mich stets, es mir mit ihm nicht zu verscherzen.

Weil mir Spannungen in der Familie zuwider waren, fing ich an, einen langen, komplizierten Witz zu erzählen, den ich bei einem von Dads Freunden aufgeschnappt hatte. Natürlich war ich zu jung, um ihn richtig zu verstehen, deshalb brachte ich immer wieder alles durcheinander. Mein Geplapper war so albern, dass am Ende alle lachten – selbst John Paul. Mum gab mir sogar einen Extralöffel Eiscreme, und ich hatte das Gefühl, dass wir jetzt wieder eine glückliche, traute Familie waren.

Bevor David auf die weiterführende Schule wechselte, gingen wir ein Jahr lang auf dieselbe Schule. Damals war ich etwa fünf oder sechs Jahre alt, und das Lernen fiel mir zunehmend schwerer. Mum brachte mich schließlich zu einem Fachmann, der nach ein paar Tests feststellte, dass ich Legasthenikerin war. Als die anderen Kinder in der Schule das herausfanden, nannten sie mich »Doofi« und jagten mich über den ganzen Hof. Die Schule wurde für mich zum Albtraum.

Einmal drängten mich ein paar ältere Kinder auf dem

Schulhof in eine Ecke. Das passierte am Anfang der Mittagspause; die Lehrkräfte waren noch beim Essen. Ich schaute mich nach Hilfe um, doch niemand kam.

»Ich kenne dich«, sagte ein kräftiger rothaariger Junge. Er kam auf mich zu und stieß mir den Zeigefinger in die Brust. »Du bist die Zurückgebliebene.«

Hinter ihm kicherten seine Freunde spöttisch. Als ich nicht reagierte, schnappte er sich meine Schultasche.

»Du kriegst sie zurück, wenn du sie buchstabieren kannst.«

»Gib her!«, schrie ich und wollte danach greifen. Der Junge warf sie seinen Freunden zu und stieß mich so heftig, dass ich das Gleichgewicht verlor. Die Tasche hatten wir erst am letzten Samstag gekauft. Mum würde toben.

»Komm, Doofi. Ich helfe dir«, spottete er. Inzwischen hatte sich eine ganze Meute um uns versammelt. Alle warteten auf meine Antwort. Als ich David am Rand der Gruppe stehen sah, war mir die Situation noch viel peinlicher. Nie würde mein schlauer großer Bruder in eine solche Lage geraten. Wenn er jetzt auch noch Mum davon erzählte, würde mich sicher die ganze Familie auslachen. Bei diesem Gedanken konnte ich die Tränen nicht mehr zurückhalten.

»T ...«

Ein Mädchen drehte die Tasche um. Mein lilafarbener Federkasten knallte zu Boden und sprang auf.

»A ...«

Der rothaarige Junge kam noch näher. Sein Atem roch nach Zwiebeln. Ich konnte einfach nicht aufhören zu weinen.

»S ...«

Plötzlich hörte ich einen Schrei, und David stürmte wie aus dem Nichts auf den Jungen zu.

»Hey! Was soll das?«

Er brüllte in voller Lautstärke. Ich war klein für mein Alter und schüchtern. Doch David kannten und fürchteten sämtliche Kinder an der Schule. Sie waren vor ihm auf der Hut.

Ich zog mich in eine Ecke zurück und war ausnahmsweise einmal glücklich, dass sich nun alles um meinen Bruder drehte. »Macht es dir Spaß, meine kleine Schwester zu ärgern? Willst du es vielleicht auch mal mit mir versuchen?«, knurrte er.

Weil der rothaarige Junge sich vor seinen Freunden keine Blöße geben wollte, holte er aus und versuchte, David zu schlagen. Darauf hatte mein großer Bruder nur gewartet. Er wich dem ungeschickten Schlag aus und stieß meinem Peiniger mit Wucht das Knie in den Magen. Der Junge fiel hin; David trat auf ihn ein. Er hörte selbst dann nicht auf, als der Rothaarige sich am Boden krümmte und alle seine Freunde längst weggerannt waren.

Ich konnte das nicht mit ansehen und schlich mich am Ende sogar weg. Eigentlich hatte ich nie gewollt, dass David sich für mich prügelte. Ich mochte Prüge-

leien nicht. Doch das schien seine Art zu sein, Zuneigung für mich zu zeigen.

Kein Mensch wäre je auf die Idee gekommen, David als »Doofi« zu bezeichnen. Im Gegenteil: Bald hatten wir sogar schwarz auf weiß, wie überaus intelligent er war. Die Lehrer baten Mum und Dad immer wieder in die Sprechstunde, um mit ihnen über seine Fähigkeiten zu sprechen. Klassenarbeiten füllte er innerhalb von drei Minuten vollständig aus und erreichte so gut wie immer die höchstmögliche Punktzahl, ohne sich dafür groß anstrengen zu müssen. Ein paar Jahre später ergab ein an der Schule durchgeführter Test für David einen IQ von 158. Da der Durchschnitt bei 100 liegt, machte ihn das zu einer Ausnahmeerscheinung. Das Ergebnis war umso beeindruckender, wenn man bedachte, auf was für berüchtigte Schulen er gegangen war. Man war sich allgemein einig, dass er ein begabtes Kind mit außerordentlichen Veranlagungen sei.

Eines Tages konnte ich direkt miterleben, wie viel Talent in David steckte. An einem Nachmittag hockte ich in seinem Zimmer und schaute zu, wie er mit ausrangierten Computerteilen spielte. »Was machst du da?«, fragte ich. Er sah mich nur schweigend an. Dann bastelte er weiter. Ich saß auf seinem Bett und beobachtete staunend, wie er aus irgendwelchen x-beliebigen Teilen, die in seinem Zimmer herumlagen, ein Karussell baute. »Wow. Das ist fantastisch!«, quietschte ich. Dabei drehte ich die komplizierte Konstruktion im Kreis. Obwohl er

sich vorher sehr gleichgültig gegeben hatte, sah er jetzt so aus, als gefiele ihm meine Bewunderung. Ich nahm das Karussell mit in mein Zimmer, hütete es wie einen Schatz und zeigte es jedem, der zu Besuch kam. In diesen frühen Jahren freuten Mum und Dad sich vermutlich, dass ihre Kinder sich so gut verstanden – besonders David und ich. Von außen betrachtet benahm sich David wie der typische große Bruder: Er war nicht übermäßig bemüht, aber doch so interessiert an mir, dass ich mich wichtig fühlte.

Für mich war die Sache ein bisschen komplizierter. Zwar redeten wir nie darüber, doch der Vorfall auf dem Schulhof ging mir nicht aus dem Kopf. Einerseits war ich schockiert, wie brutal David sein konnte. Andererseits war ich auf merkwürdige Weise stolz auf ihn und sehr dankbar, dass er mich vor meinen Peinigern beschützt hatte. Und ich war froh, dass er meinen Eltern nichts davon erzählte. Wie ein blödes Opfer dazustehen wäre mir furchtbar peinlich gewesen. Vor allem aber hatte ich das Gefühl, dass ich ihm nun etwas schuldete. Deshalb versuchte ich, seine Macken nicht mehr zu beachten und stattdessen die positiven Seiten seiner Persönlichkeit zu sehen. Das machte Davids Verrat an mir am Ende umso schrecklicher. Es sollte sich herausstellen, dass ich von ihm viel mehr zu befürchten hatte als von irgendwelchen dummen Jungen, die mich auf dem Schulhof drangsalierten.